

Kleiner Brünner Gassenbote



Freunden und Mitgliedern des DSKV Brunn

Nr.2 - 2011

Brno / Brunn

Jahrgang 10



Ute im Dom zu Naumburg

Eine deutsche Nofretete

Zum Geleit

Dies soll ein Sommerheft sein. Weil wir die Kultur in unserem Namen tragen, gilt unser sommerliches Interesse den kulturellen Ereignissen, die landauf-landab stattfinden. Daniela Horak regte schon vor Jahren an, darüber zu berichten, was unsere Mitglieder sahen und was sie erlebten. Leider können ja nicht alle an solchen Exkursionen teilnehmen. Dafür haben wir das Erlebte aufgeschrieben. Aber zumindest eines der Ziele wollen wir noch in diesem Jahr gemeinsam besuchen: Carnuntum. Es liegt ja sozusagen vor der Haustüre, eine römische Stadt zum greifen und begreifen.



Foto: Heidentor in Carnuntum

Wir waren in Speyer und haben dort die Salier besucht (Bericht im nächsten Gassenboten), Ludwig sahen wir im Chiemsee, die Geschichte der Sophie lernten wir in Raabs kennen, ebenso, warum Österreich in Tschechien Rakousko ist, die Ute trafen wir in Naumburg und noch manches andere.

Viel Spaß beim lesen wünschen wir Ihnen und vielleicht ermuntert Sie dieses Heftchen, uns Ihre Sommergeschichte zu schicken.

Ihre GB-Macher

-----○-----

Sommer:

Für etliche Tage Begleiter der Rosen zu sein;
was um erblühende Seelen weht, das atmen wir ein.
Sehen in jeder, die stirbt, eine Vertraute, entschwundene Schwester,
die wir unter anderen Rosen überdauern.
(Rainer Maria Rilke)

Muttersprache

Die deutschen Minderheiten in der ganzen Welt bemühen sich um den Erhalt ihrer Muttersprache. So ist es auch im ehemaligen Ostpreußen, das heute teilweise zu Rußland und teilweise zu Polen gehört. In Trakehnen, wo einst die berühmten Trakehner Pferde ihr Paradies hatten, wohnen jetzt viele sogenannte Rußlanddeutsche. Diese haben dort einen Verband so wie wir hier in Böhmen und Mähren. Sie haben aber auch Jugendliche und kleinere Kinder, die im Gegensatz zu uns, ihre Muttersprache bewahren wollen. Für sie ist in Trakehnen schon lange eine Schule eingerichtet worden und immer kommen Lehrer aus Deutschland als freiwillige Helfer dorthin.

Frau Johanna Rieger, eine Lehrerin für Deutsch und Handarbeit, war jetzt auch in Trakehnen und hat den folgenden Bericht verfaßt:

Anfang Oktober 2010 kam ich Trakehnen an und wurde von dem Ehepaar Mantei sehr herzlich empfangen. Ich betrat müde von der Reise, aber voller Vorfreude das Lehrerwohnhaus, in dem ich wie jedes Jahr wohnen sollte. Doch welche Veränderung: Neue und reparierte Möbel und penible Sauberkeit strahlten mich an.

Mein erster Arbeitstag wird immer unvergesslich bleiben. Frau Mantei hatte eine richtige kleine Willkommensfeier für mich organisiert. Die Kinder, die kleinsten, sangen für mich. Ein größeres Mädchen öffnete einen Karton und ganz viele Schmetterlinge umflatterten uns. Das Wetter war noch warm und trocken, so, ließen wir die bunten Papillons durchs Fenster. Wie sehr ich diese zarten und zerbrechlichen Tiere liebe! Von diesem Willkommendgeschenk war ich ganz gerührt.

Frau Mantei hat einen guten Stil, mit Leuten zusammenzuarbeiten. Es ist so viel schönes entstanden. Unten im Parterre gib Frau Mantei ihren Deutschunterricht in kleinen Gruppen. Jedes Alter ist dort herzlich willkommen und vertreten. Sie lehrt gründlich und läßt die Schüler fleißig arbeiten.

Der neue Ballettsaal ist so geschmackvoll eingerichtet worden, daß mir beim ersten Betreten richtig feierlich zumute war! Auch eine neue junge Lehrerin für Tänze wurde gefunden. Es dürfen alle kommen, die gerne tanzen möchten. Manchmal kommt auch ihr Ehemann MIT; DER Choreograph ist. Na, da ging die Post ab, und es war entzückend, dabei zuzusehen. Dann gibt es noch den Chor, der auch im Ballettsaal übt. Im Obergeschoß finden die Bastel und Handarbeitsunterrichte statt. So sind alle Räume ausgebucht und werden gut genutzt.

Zuletzt sah ich den Höhepunkt der ganzen Schule uns Stolz des Ehepaares Mantei: Die kurz vor der Vollendung stehende Lehrküche, die ein Schmuckstück werden wird und manchem kochbegeisterten Trakehner das Kochen zur Freude machen soll! Die Frauen, die sich ähnlich wie in Deutschland zu Vereinen zusammenschließen, wollen ihre Erfahrungen dort

austauschen. Ebenso werden die Kinder in der Weihnachtszeit dort Plätzchen backen.

Zu meiner Verabschiedung gab es ein schönes Laternenfest. Wochen vorher schon schallten aus allen Räumen deutsche Laternenlieder, es wurden wunderschöne Laternen gebastelt, die die Kinder zum Fest in ihren schönsten Kleidern stolz präsentierten.



Hier bei uns in der Bundesrepublik Deutschland ist alles viel schneller erledigt, in Ostpreußen „malan die Mühlen langsamer“, und es ist alles vom wenigen Geld abhängig. Ich fahre schon viele, viele Jahre nach Trakehnen, aber diesen Fortschritt an unserer Schule, trotz mancher Widrigkeiten, erlebte ich seit Jahren nicht mehr. Unsagbar viel wurde im letzten Jahr unter der Leitung von Frau Mantei geschafft. Ich glaube, wir alle, die mit Elan und Begeisterung für die „Deutsche Schule Trakehnen“ eintreten, können stolz sein auf das Entstandene.

Soweit der Bericht von Frau Johanna Rüger, den ich den „Nachrichten des Schulvereins aus Nord-Ostpreußen entnahm.

Es ist schade, daß in unserem DSKV, der ja auch im Namen das Wort DEUTSCHER SPRACH und Kulturverein hat, immer häufiger und häufiger nur tschechisch gesprochen wird. Nur wenn Gerd Hanak oder auch andere Gäste anwesend sind, die die tschechische Sprache nicht beherrschen, geben sich einige Mitglieder Mühe, deutsch zu sprechen.

Ich verstehe zwar, daß hier die vielen Jahre, in denen man nicht deutsch sprechen durfte, eine Rolle spielen, aber trotzdem! Soweit kann jedes unserer Mitglieder deutsch sprechen, wenn auch oft nur mit kleinem Wortschatz und mit grammatikalischen Fehlern, aber jeder kann sich verständigen, nur muß

man auch wollen und sich ein bißchen Mühe geben. Und die Familienmitglieder, die nicht Deutsch reden oder sogar nicht einmal verstehen, na ja, die sollten eben auch in Kauf nehmen und sich entscheiden, ob sie das akzeptieren und trotzdem kommen wollen, oder nicht. Jeder kann ja – auch in höheren Jahren- noch eine Sprache erlernen.

Und wenn wir nicht einmal bei unseren Treffen unsere Muttersprache benutzen werden, wird aus unserem Verband nur ein Kaffeekränzchen alter Damen und Herren, die miteinander eine Plauderstunde auf tschechisch verbringen und danach wieder nach Hause gehen. Wäre das nicht schade? Denkt bitte alle darüber nach!

Daniela Horak.

-----O-----

Von der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Österreich:

Appell zum Schutz und zur Pflege der deutschen Muttersprache

Es ist für viele patriotisch gesinnte Menschen äußerst besorgniserregend, wie sehr die deutsche Sprache immer mehr mit Anglizismen durchsetzt wird. Dazu hat sich bereits ein eigener Begriff für diese Mischsprache, nämlich „Denglisch“ gebildet.

Vielen unserer Politiker ist diese Entwicklung anscheinend nicht nur egal, sie pflegen schon selbst diese Unsitte. Unsere wichtigste mediale Einrichtung, der staatliche ORF, gehört leider zu den Hauptträgern dieser Sprachverhunzungen. Diesbezüglich gibt es schon viele Kritiken, prallen aber an den ORF-Kulturvermittlern völlig ab.

Beispiel gefällig?: Der eifrige Leserbriefschreiber der Kronenzeitung, Franz Weinpolter, brachte in der Ausgabe vom 18.12.2010 folgende zutreffende Kritik unter:

*„Ab 8. Jänner geht also das neue **Design** „ORF/eins“ (früher FS 1) „on air“. Eigentlich müsste das beim Anglizismen-Wahn der Königlberger „ORF/one“ heißen.*

*Der „**Artdirektor**“ - so was gibt...s dort auch - des Staats- (und Partei-)funks erklärte, dass er im Auftrag der Geschäftsführung ein „**Refreshment**“ durchgeführt habe. Im neuen „**Design- Package**“ wird es auch „**Color-Codes**“, „**Audio- Logos**“ und „**Werbebreaks**“ geben. „**ZIB Flash**“ und „**Primetime**“ bleiben uns - Gott sei Dank! - erhalten, und das neue „Logo“ wandert bezeichnenderweise von rechts oben nach links oben. „Zudem komplettieren **Identities** von 22 ORF- eins- Stars das aufgefrischte Gesamtdesign von ORF/eins“, wurde noch mitgeteilt. Aber Vorsicht: Wer über 49 Jahre alt - also ein alter Depp (für die Emanzen: eine alte Deppin) -*

*ist, hat laut ORF in diesem Sender nichts verloren, denn für die gilt dieser „Bildungsauftrag“, wie er im Rundfunkgesetz verankert ist, nicht!
Ich glaub, wenn wir den ORF nicht hätten, gäb...s nicht so viele PISA-Deppen!“*

In der Ausgabe vom 8.3.2011 verweist der Leserbriefschreiber Johannes Abl auf eine Rückübersetzungsinitiative des deutschen Verkehrsminister **Peter Ramsauer (CSU)**, der Wert darauf lege daheim die Muttersprache zu verwenden. Es heiße nun etwa statt **Styleguide** wieder **Gestaltungshandbuch** oder statt **Kick-off-Meeting** wieder **Auffaktveranstaltung**.

Dies sei allen unseren Politikern, Lehrern, Medien, vor allem ORF- Reportern und sonstigen professionellen Sprachverhunzern ins Stammbuch geschrieben. Und diese bemerkenswerte Initiative des deutschen Ministers sei jedenfalls zur Nachahmung empfohlen.

Diesem Appell kann man nur zustimmen.

Ich halte es für dringend aufklärensbedürftig, warum der ORF mit seinem Hang zur Überfrachtung mit Anglizismen, der schon lange zu beobachten ist, eine im Sinne des Schutzes und der Pflege unserer Sprache wünschenswerte Sprachkultur vermissen läßt.

Auch wenn Englisch heute die Weltsprache ist, heißt das nicht, dass man die Deutsche Sprache derart mit Fremdausdrücken ständig vermischen muß – vor allem wenn unsere Muttersprache ebenso klare Begriffe liefert.

Die Gebührenzahler haben ein Recht, von einem „rot-weiß-roten Staatsfunk“ mehr Verantwortungsbewußtsein in der Anwendung der Staatssprache zu verlangen.

Haben die Verantwortlichen mit Herrn Wrabetz an der Spitze dort wirklich so wenig Beziehung zu ihrer Muttersprache? An Wortarmut werden sie wohl nicht leiden.

Franz Lebeth

-----○-----

Erinnerungssplitter

Nicht einmal ein noch so steil emporführender Lebensweg konnte mir die Freude ersetzen, nach Hause zurückzukehren und wieder von all dem umgeben zu sein, was der Mensch bei seiner Geburt erhält: den Horizont der heimatlichen Landschaft, die Intimität der vier Wände, die Mutter, den Vater. Ich kehrte mit einer großen Erleichterung nach Hause zurück.

*(Aus dem Roman „Der Scherz“ von Milan Kundera; * 1.4.29 in Brunn)*

Sommerwege:

Waldviertel und Thaya-Nationalpark

Das ist schon eine Reise wert, und so organisierte Frau Gerda Skalnik, die Vorsitzende der GBBDN, einen sehr schönen Ausflug in diese nördliche Gegend Niederösterreichs. Wir, die Teilnehmer, haben interessantes aus der Geschichte dieses Landstriches erfahren und sehr viel gesehen. So besuchten wir Raabs mit der zumindest von außen beeindruckenden Burg in seiner fast dramatisch zu nennenden Lage auf dem Felsen über der Thaya. In Raabs vereinigen sich auch die „Deutsche“ und die „Mährische“ Thaya, zur Thaya.



Es sei auch erwähnt, dass der tschechische Name Rakousko für Österreich sich von Raabs herleitet, nämlich das Land hinter Raabs, und dass die Gräfin Sophia von Raabs die Urmutter der Hohenzollern war, also zunächst der Burggrafen von Nürnberg – der Kurfürsten von Brandenburg – der Könige von Preußen und schließlich, ab 1871, der deutschen Kaiser. Dazu hat Raabs beigetragen.



Das Barockschloß Riegersburg mit seiner komplett erhaltenen Küche aus jener Zeit und noch vieles anderes sahen wir.

Es war ein Land, wo früher die Kelten ihre Siedlungen hatten.

Mich hat vor allem das Denkmal unter der Burg Hardegg angesprochen und zum Nachdenken gebracht. Es hat mich aber auch traurig gestimmt. Der Text lautet:



Unvergessen sei Deutsch-Südmähren und das Wirken unserer Ahnen, die vor vielen Jahrhunderten jenseits der Thaya Heimat schufen und diese bis 1945 im festen Glauben an Gott und das Recht bewahrten. Aus diesen Wurzeln erwuchs uns die Kraft zum weiteren Leben in der Fremde mit dem Auftrag für alle Menschen das Heimatrecht zu fordern. Teure Heimat jenseits der Thaya.“

Teure Heimat jenseits der Thaya, damals so nah und doch unerreichbar

Nicht nur jenseits der Thaya sollten solche Mahnmale stehen, sondern überall wo dieses Unrecht geschah. Auch unsere Jugend sollte sich fragen, ob sie nicht in einem Haus wohnt, das Deutsche oder Österreicher bauten und das bis 1945 deren ehrlich erbautes und erworbenes Eigentum war.

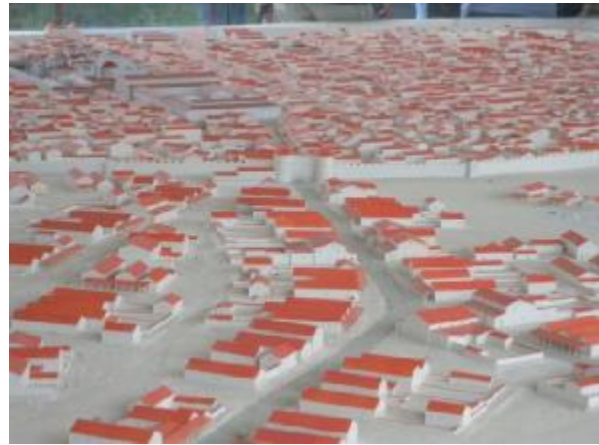
Martha Neuwirth

-----○-----

Sommerwege

Carnuntum

Eigentlich heißt der Ort heute Petronell – Carnuntum. Petronell ist wohl neueren Datums, aber Carnuntum gibt es schon seit 2000 Jahren, auch wenn es zwischendurch für ein paar Jahrhunderte buchstäblich von der Erdoberfläche verschwand, aber seit mehr als 100 Jahren Schritt für Schritt wieder ausgegraben wird.



Die diesjährige Niederösterreichische Landesausstellung nahm sich der Römer an, denn Carnuntum war eine römische Stadt. Eine ziemlich wichtige sogar, Provinzhauptstadt der Provinz Pannonien und nach der Teilung weiterhin die Metropole von Ober-Pannonien. Römische Kaiser hielten hier Hof und einmal, es war im Jahre 308 nach Chr. gab es hier eine Konferenz von 3 Kaisern, zu der Diokletian lud. Es war friedvoller als das Treffen der 3 Kaiser im Jahre 1805. Es ging um die Zukunft des Reiches und die Nachwirkungen spüren wir heute noch: Hier und mit dieser Konferenz begann der Siegeszug des Christentumes und damit wurde auch das Fundament unserer abendländischen Kultur gelegt. Einer der Teilnehmer war Constantine, der später „der Große“ genannt wurde.



Carnuntum hatte in seiner Blütezeit geschätzte 50 000 Einwohner, 2 Amphitheater und sonst alles was zu so einer Großstadt gehörte. Das Modell unter der Eingangshalle zeigt die gewaltige Dimension dieser Stadt und macht die hohe Einwohnerzahl glaubhaft. Der Niedergang im 5. Jahrhundert wird auf eine Naturkatastrophe, ein Erdbeben, zurückgeführt, von dem sich die Stadt nicht mehr erholte. Das römische Reich hatte nicht mehr die Kraft, diese Stadt wieder aufzubauen und zu beleben. Auch die später von Westen eindringenden Bayern bauten sich lieber eine eigene Siedlung weiter östlich, bei Deutsch-Altenburg. Die Landesausstellung brauchte eigentlich nichts mehr speziell aufzubauen. Die freigelegten Mauern römischer Häuser sind zu sehen und vor allem gibt es nach antikem Vorbild erstellte Häuser: Es ist schon

ein eigenartiges Gefühl: In der Schule lernen wir viel über die Römer, deren Eroberungen, deren Schlachten und deren Legionen. Hier aber können wir durch die wiederaufgebauten Häuser gehen, ja, wir wissen sogar den Namen dessen, dem dieses Haus vor fast 2000 Jahren gehörte!

Da ist einmal das **Haus der Tuchhändlers Lucius**.



Bild: Der Autor vor dem Eingang zum Laden des Lucius

Es ist ein Haus, das mit den Mitteln der experimentellen Archäologie funktionstüchtig am Originalstandort, d.h. auf den fast 2000 Jahre alten Fundamenten des römischen Hauses wiedererrichtet wurde.

Das Haus zeigt sehr gut den Lebensstandard der Carnuntumer Mittelschicht. Der großzügige Schnitt des Hauses und die solide Ausstattung sind ein Indiz für den beträchtlichen Wohlstand zu dem es viele Bürger der Stadt gebracht haben. Carnuntum liegt an der Kreuzung zweier wichtiger Handelsstraßen, nämlich der Bernsteinstraße und der Limesstraße und war somit ein bedeutender Warenumsschlagplatz. Lucius Meticeius Clemens hat seinen Wohlstand sicherlich als Händler erwirtschaftet. Ob er wirklich Stoffhändler war, ist nicht erwiesen.

Ursprünglich waren wohl beide Geschosse bewohnt, aber da sich keinerlei Spuren des Obergeschosses fanden, wurde nur das Erdgeschoss ausgebaut. Erstmals wurde hier auch die römische Fußbodenheizung in der Praxis untersucht.

Die **Villa Urbana** ist der zweite wiederhergestellte Gebäudekomplex. Wer der Eigentümer war, wissen wir nicht – leider. Aber die Villa zeigt vom Willen der Römer, den Lebensstandard von Rom bis in die entferntesten Gegenden des Reiches zu transportieren. Die Villa Urbana dürfte von einem sehr wohlhabenden Bürger bewohnt worden sein. Rekonstruiert wurde nur der Bereich der öffentlichen Repräsentationsräume, der 600 Quadratmeter umfaßt. Bemerkenswert war der Fund von rund 30 m² aufwendiger Wandmalerei, die in einer späteren Bauphase abgeschlagen und mit sonstigem Bauschutt

planiert wurde. In mühevoller Kleinarbeit wurde die Malerei wiederhergestellt und ist heute im Hauptsaal zu sehen.



Interessant sind die Details der Fußbodenheizung, die teilweise rekonstruiert funktionstüchtig sind, teilweise aber offen gezeigt werden, damit man die „Innereien“ sehen kann. (Sogar im Original!)



Die Heizung: links rekonstruiert, rechts das Original

Die Wohnräume sind so, daß man sich vorstellen kann, dort einzuziehen. Auch, wenn die Möblierung für unseren Geschmack recht sparsam ist. Aber die Römer brauchten nicht unsere Sitzgruppen, sie lagen ja beim Essen und bei gepflegten Unterhaltungen.



Die Therme

Der Besuch der Therme war ein fester Bestandteil der römischen Lebenskultur. Die Römer errichteten solche Badehäuser überall, wohin sie auch kamen, denn sie wollten ihren Standard beibehalten. Die wiedererrichtete Therme war eine von mehreren in Carnuntum. Der archäologische Befund ergab, daß diese Therme als öffentliches Bauvorhaben errichtet wurde, wahrscheinlich um das Jahr 124, also dem Jahr in dem die Siedlung zum „Municipium Aelium Carnuntum“ erhoben wurde, was der Verleihung des Stadtrechtes entspricht.

Die Therme bedeckt eine Fläche von 1500 m². Der Wiederaufbau wurde in reiner Handarbeit durchgeführt.



Es ist weltweit die einzige Therme, die voll funktionsfähig am Originalstandort in antiker Bautechnik wieder errichtet wurde. Dazu mußte einiges erforscht werden, wie die Wasserversorgung und das Heizsystem. Man kann sich vorstellen, daß hier manche Geschäfte besprochen und abgeschlossen wurden. Ein interessantes Detail ist das Gemeinschafts-WC. Das war kein stiller Ort, sondern hatte eine gesellschaftliche Funktion. (Es war wirklich ein WC, denn unter den Sitzen floß das Wasser!)

An der Straßenseite dieses öffentlichen Hauses befinden sich zwei Garküchen, also antike Imbissstuben, sozusagen die Vorläufer von MacDonalds und Co. Schade, daß sie nur zum Ansehen sind, es gibt dort keine römischen Gerichte.



Bild oben: Garküche mit „Ausgabeschalter“

Zum ganzen Komplex gehört noch das Museum „Carnuntinum“ mit Funden aus Carnuntum, es ist das reichhaltigste Museum mit römischen Ausgrabungsfunden in ganz Österreich.

Wie zu vernehmen ist, möchte der DSKV im Herbst einen Ausflug dorthin organisieren. Römisches so fast vor der Haustüre sollte man sich wirklich nicht entgehen lassen.

Rafael Schwarzenegger

-----○-----

Unser Bruno meldet sich wieder zu Wort:

So lange etwas im Topf ist, so lange sitzen Freunde am Tisch.

Wenn zwei auf dem Pferde sitzen, muß einer immer hinten sitzen.

Ein Geizhals gibt nicht einmal den Schnupfen umsonst.

Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen und nicht zu beleidigen.

Alle Erwachsenen waren einmal Kinder, aber nur wenige können sich daran erinnern.

Das, was die Menschen Glück nennen, sind Augenblicke wo sie keine Angst zu haben brauchen.

Ratschläge zu geben ist überflüssig. Der Gescheite kann sich selber den Rat geben und der Dumme hört sowieso nicht darauf.

Der Schlaf ist wie das Gold. Je mehr du schläfst, umso mehr sehnst du dich nach dem Schlaf.

Der kranke Körper braucht einen Arzt, die kranke Seele einen Freund.

Auf der Welt ist nur diese eine Tapferkeit: Die Welt so zu sehen wie sie ist und sie dennoch zu lieben.

Achten wir eher darauf mit **wem** wir essen und trinken, als darauf, **was** wir essen und trinken.

Es ist besser, allein zu sein, als in schlechter Gesellschaft.

Der Dumme erhöht die Stimme, der Kluge lächelt nur.

Es sind immer Aussprüche von Schriftstellern und Denkern, die Bruno sammelt.

Aber es sind auch Sprüche die Brunos Seele ansprechen.

Sommerwege:

Der Naumburger Meister – oder eine deutsche Nofretete

Kurz nach der Wende, die DDR existierte noch, aber wir Westdeutschen



konnten schon ohne Visum nur mit dem Reisepaß einreisen. Weil ich schon seit meiner Schulzeit „Ekkehart und Ute“ im Naumburger Dom sehen wollte, ergriff ich die erste sich bietende Gelegenheit und fuhr nach Naumburg. Ich war tief beeindruckt, allerdings auch ein wenig enttäuscht. Ekkehart und Ute waren nicht so hervorgehoben, wie ich es erwartete, sondern eingerahmt von weiteren Stifterfiguren. Vom Naumburger Meister hatte ich damals genau so wenig Ahnung wie in meiner Schulzeit.

Dieses Manko behob die diesjährige Landesausstellung des Bundeslandes Sachsen-Anhalt mit dem Thema „Der Naumburger Meister.

Die Ausstellung hat 3 Orte: Das Schlößchen im Stadtzentrum,

den Dom und schließlich noch die Aegidienkapelle.

Wie die meisten Besucher steuerte ich zuerst den Dom an. Es gibt dort einen elektronischen Führer, den ich jedem Besucher aufs wärmste empfehlen kann, der die Ausstellung nicht im Eildurchgang durchmessen möchte.

Es beginnt mit der Baugeschichte der Kathedrale von Reims. Dieser Bau wurde grob gesagt 3 Jahrzehnte vor Naumburg ausgeführt. Gewisse Spuren deuten darauf hin, daß der Naumburger Meister hier seine prägenden Jahre verbracht hat. Es ist nicht gesichert, daß er an anderen Bauten westlich des Rheines mitgewirkt hat, aber es ist wahrscheinlich. Es ist aber sicher, daß der Hüttenverband unter der Leitung des Naumburger Meisters die Innovationen der Kathedrale von Reims nach Osten brachte. Es gilt auch als sicher, daß er am Lettner des Mainzer Domes entscheidend mitwirkte.



Dieser erregte damals erhebliches Aufsehen, was den Meister berühmt machte. Die Entstehung der Werke zeigt auch den Weg des Meisters und seiner Bauhütte: Mainz 1239, Naumburg 1249/1250 und Meißen ab 1250. Von den Werken in Mainz und Meissen sind in der Ausstellung Repliken zu sehen, die hinführen zum Naumburger Dom.

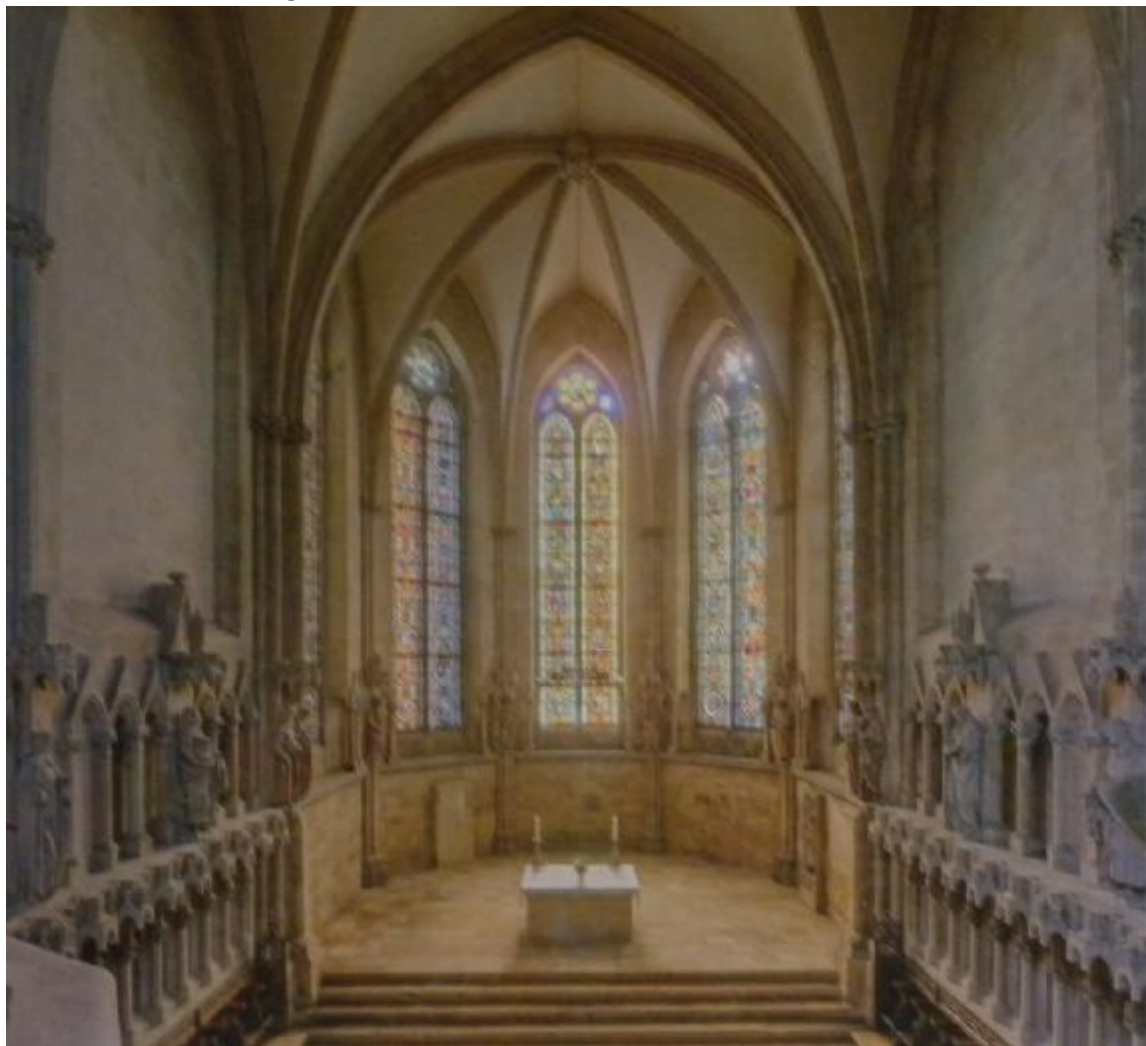
Was ist nun am Dom zu Naumburg so besonders? Es ist hauptsächlich der Westchor und die dortigen Stifterfiguren. Üblicherweise sind an solchen Stellen rund um den Hochaltar Heiligenstatuen postiert. Hier aber sind es Stifterfiguren, also weltliche Persönlichkeiten in Lebensgröße. Bis dahin gab es Darstellungen weltlicher Personen nur auf deren Grabdenkmälern. Die Ausstellung zeigt solche Beispiele des Naumburger Meisters.

Zwischen Hauptschiff, in dem die Laien den Gottesdienst feierten und dem Chor, der der Geistlichkeit vorbehalten war, befindet sich der Lettner. Auch der Lettner ist ein herausragendes Werk unseres Meisters. Es stellt in sechs Bildern die Passionsgeschichte dar.

Es sind verhältnismäßig kleine Bilder, deren Detailausführung aber sehr eindrucksvoll ist. In der Mitte die Kreuzigungsgruppe mit Jesus am Kreuz in einer ungewöhnlichen Darstellung: Es ist nur ein Fuß angenagelt, der zweite stützt sich frei darauf. *(Leider ist das Foto durch die Lichtquelle hinter dem Kreuz nicht so gut gelungen!)*

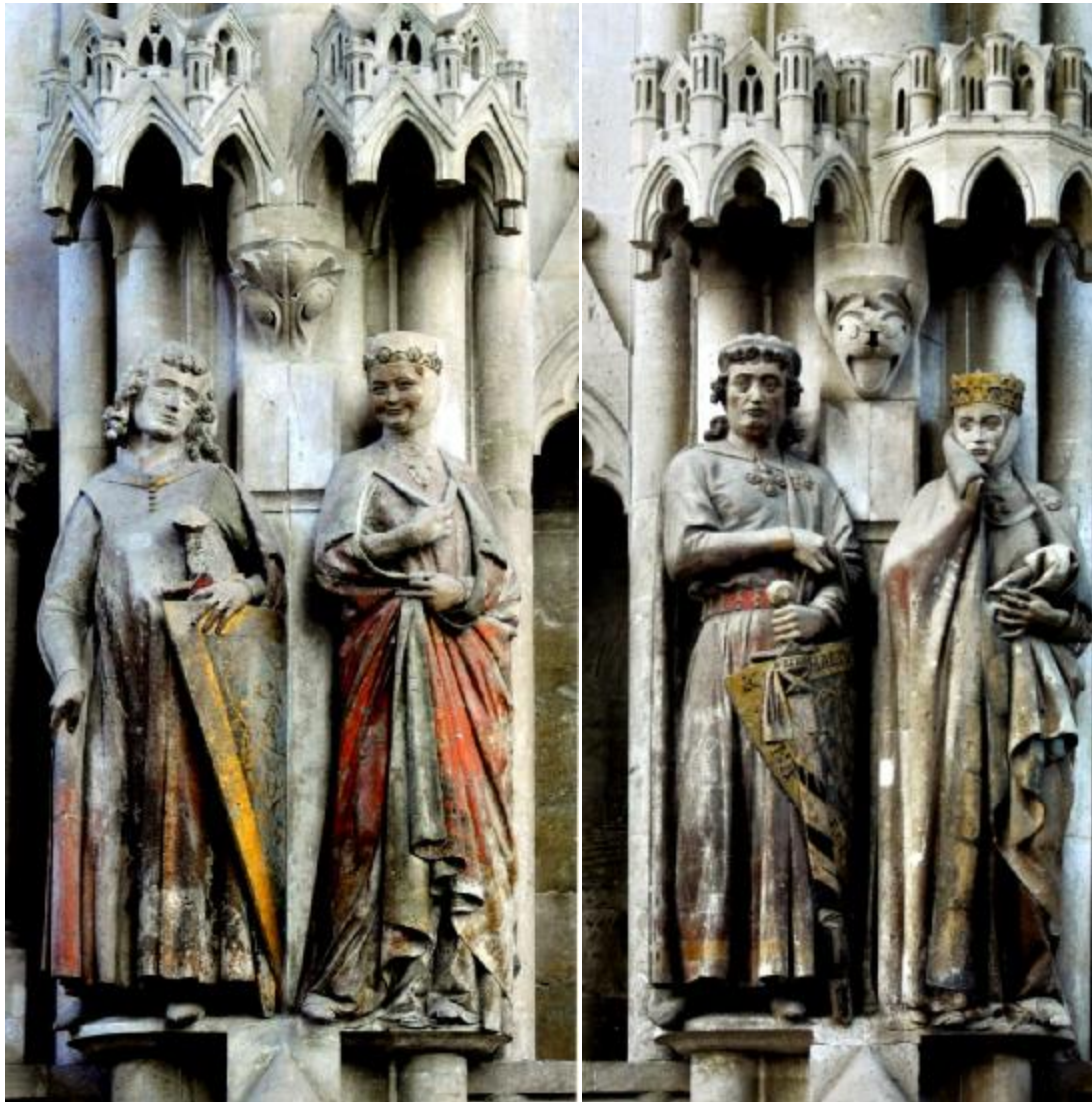


Den Altarraum, also den Westchor betritt man unter den ausgebreiteten Armen des Gekreuzigten. Doch dann welch ein Anblick!



Wie oben erwähnt, sind die Stifterfiguren im Altarraum etwas ungewöhnliches. Normalerweise sind dort Heilige anzutreffen. Hier aber sind es weltliche

Damen und Herren. Dem Naumburger Meister wird da von manchen Historikern eine Nähe zu den damals als ketzerisch angesehenen Waldensern unterstellt, frühen Reformatoren. Wissen tun wir es nicht, aber der Naumburger Meister konnte seine Werke ja nicht nur nach eigenem Zutun anbringen, dazu war auch die Zustimmung der Bauherren, also der Kirche erforderlich. Der Name „Naumburger Meister“ ist ein Hilfsname, der wirkliche Name des Meisters ist unbekannt.



Die Hauptfiguren unter den Stiftern: Links der Markgraf Hermann von Meißen und seine Frau Reglindis, der Schwester von Ute, Rechts Ekkehard II. und Ute. In den etwas skeptischen Blick der Ute wird manches hineininterpretiert, ebenso wie in den Faltenwurf ihres Mantels der durch die Armhaltung noch verstärkt wird. Soll das eine gewisse Distanz zu ihrem Gatten, den Markgrafen Ekkehard andeuten?

Die Ausstellung im Schlößchen zeigt die Entwicklung des menschlichen Antlitzes in der Bildhauerkunst von der Romanik bis zur Gotik, während der

dritte Ort nur die Egidienkapelle zeigt, ohne weitere Exponate. Dieses Gebäude war ursprünglich keine Kapelle sondern das Wohnhaus eines Ministerialen, also eines Beamten.



Das Schlößchen (linkes Bild) gilt als eines der ältesten Profanbauten der Stadt während die Egidienkapelle seinen romanischen Ursprung nicht verleugnen kann.

Ein ergibiger „Sommerweg“.

Gerd Hanak

-----○-----

Sommerwege:

Verschwundene Nachbarn

Eine Ausstellung im Sudetendeutschen Haus in München.

Es war ein Schülerprojekt, das sowohl von staatlicher, als auch vom jüdischen Museum in Prag initiiert wurde. Von der Vertreterin des Prager Museums wurden die Schülerarbeiten vorgestellt und auch interpretiert. Es ist erstaunlich, was da einige zustande gebracht, ausgegraben haben. Ich weiß, wovon ich rede, schließlich habe ich auch schon versucht, den jüdischen Bewohnern Mährens ein schriftliches Denkmal zu setzen. Denn, wie ich dort im Vorwort schrieb, sie können es nicht selbst machen, es gibt sie nicht mehr. Nun aber haben Schülerinnen und Schüler die Spuren der Nachbarn erkundet, manchmal in der Gruppe, manchmal im Alleingang. Es ist bewegend, die Schicksale zu verfolgen, die die Schüler zutage gebracht haben. Hier einige der, sicherlich professionell aufbereiteten Arbeiten, die für die Ausstellung in Deutschland in die deutsche Sprache übertragen wurden: Wichtig erscheint mir, daß verschwundene Nachbarn nicht zu vergessenen Nachbarn werden oder vielleicht schon wurden. Dafür, daß das nicht geschieht, sollten wir den Schülern dankbar sein. Hinter so einem einfach zu betrachtendem Plakat steckt eine ganze Menge Arbeit. Zur Information der Betrachter ist bei jedem „Ortsbild“ ein Lageplan eingefügt, mit der Kennzeichnung der Sudetengebiete, d.h. der deutschsprachigen Gebiete der

Tschechoslowakei, die nach dem Münchner Abkommen von 1938 an das Deutsche Reich abgetreten werden mußten.



Und da begannen meine Zweifel, oder die Hinterfragung des Projektes. Außer Beroun sind alle betrachteten Orte ehemals deutschsprachige. Warum, so frage ich mich, ist das so? Sind die Schülerinnen und Schüler der tschechischen Bevölkerung, die nach der Vertreibung der Deutschen in den Sudetengebieten angesiedelt wurden, besonders geschichtsinteressiert? Oder fand da eine Lenkung der Interessenten statt? Wollte man tschechische Orte nicht dabei haben, weil da eine gewisse Mitschuld hineininterpretiert werden könnte?

Es gibt eine Initiative mit dem Namen „Verschwundenes Sudetenland“ die mit einer Wanderausstellung durch die Lande zieht, sie waren auch schon in München.

Es mag hoffentlich abwegig sein, aber die Frage drängt sich einfach auf: Sollte da mit den verschwundenen Nachbarn etwa ein Gegenpol zu „Verschwundenes Sudetenland“ aufgebaut werden? Es ist ja wirklich so, daß die Schülerinnen und Schüler die Nachbarn zu befragen hatten. Aber waren diese Nachbarn denn überhaupt noch da?

Die Vertreterin des jüdischen Museums reagierte etwas gereizt, als wir sie nach Brünn und anderen Orten befragten. Sie meinte, daß halt nur gezeigt werden kann, wo Interesse am Thema bestand. Diese meine Zweifel sollen aber die Arbeit der Schülerinnen und Schüler keineswegs abwerten. Sie gelten denjenigen, die die Aufgabe gestellt haben.

Gerd Hanak

Judentaufen unter Maria Teresia

Zu einem der dunkelsten Kapiteln des Kirchenstaates gehörte die Zwangstaufe von Juden, oder eigentlich viel schlimmer, die Wegnahme von jüdischen Kindern von ihren Eltern um sie zu taufen bzw. ihnen eine christliche Erziehung nach den Regeln der alleinseligmachenden Kirche angedeihen zu lassen, um sie so der ewigen Verdammnis zu entreißen. Der Kirchenstaat wurde erst nach der italienischen Staatsgründung aufgehoben.

Das war also in Italien, recht weit weg von Mähren. In mancher Hinsicht aber doch so nah an diesen finsternen Zuständen. Auch in Mähren gab es Zwangstaufen und auch die Wegnahme von Kindern. Es ist bekannt, daß Maria Teresia den Juden nicht wohlgesonnen war. Sie verdächtigte sie zeitlebens des Verrates zugunsten ihres Gegners Friedrich II. von Preußen. Sie verfügte auch eine „Entfernung der Juden“ aus ihrem Reiche. Das scheiterte bekanntlich am Widerstand der Stände, die erhebliche wirtschaftliche Nachteile und gewaltige Steuer-Mindereinnahmen befürchteten. Das Dekret wurde zunächst für 10 Jahre ausgesetzt und schließlich ganz vergessen.

Maria Theresia hat bei ihrem Amtsantritt ein Reskript ihres Vaters vom 7. Oktober 1739 vorgefunden, in dem „Beyvermeidung scharfen Einsehens verboten worden war, jüdischen Eltern die Kinder wegzunehmen und zwangsweise zu taufen“.

Die Kaiserin war aber eine treue Tochter der Kirche und tat nichts, was den Interessen Roms widersprochen hätte.

Auch unter ihrer Regierung fanden Judentaufen statt.

Heimliche Kindstaufen

Obwohl es verboten war, taufte Hebammen heimlich Kinder jüdischer Mütter, um sie so zu retten. Die Taufe ist aber ein unauflösliches Sakrament der Kirche und somit haben solch heimlich getaufte Kinder einer christlichen Erziehung zugeführt zu werden. Weil das im jüdischen Elternhaus nicht gewährleistet werden konnte, wurden die Kinder auf „allerhöchsten Erlaß“ einer christlichen Erziehung zugeführt. Das bedeutete im Klartext, daß sie den Eltern weggenommen wurden. Auch wenn die illegal Taufenden bestraft wurden. Rückgängig konnte eine solche Taufe nicht gemacht werden.

Hier ein Beispiel:

Am 19. Juli 1766 meldete der Pfarradministrator Florentinius Honisch zu Aujezd bei Cerna Hora dem Olmützer Konsistorium, daß drei christliche Weiber zufällig der Geburt eines jüdischen Mädchens in dem Dorfe Lazan beigewohnt haben und daß eines der Weiber das neugeborene Kind mit den Worten „Dite ja tebekrtim v jmenuBohaOtce, Bohasyna a Bohasvateho“ getauft habe, ohne daß es die Mutter des Kindes merkte. Das Weib habe die Taufe deshalb vollzogen, weil sie der Meinung war, daß das schwächliche Kind sterben werde. Obwohl zwar solches Unternehmen widerrechtlich und

unerlaubter Weise geschehen, sei die Taufe trotzdem gültig und P. Honesch fragt nun an, was zu geschehen sei.

Das Konsistorium macht von dieser Meldung Anzeige an das Gubernum und dieses beauftragt zunächst den Kreishauptmann von Brünn, Erhebungen zu pflegen. Nachdem durch diese Erhebungen die Richtigkeit der Aussage des Pfarrverwesers sichergestellt war, erhielt der Kreishauptmann den Befehl, das Kind nicht nur dem jüdischen Elternpaar abzunehmen und einer christlichen Amme zu übergeben, sondern auch die Vermögensverhältnisse der Eltern des Kindes, sowie der Weiber, die bei dem Geburtsakte zugegen waren, sicherzustellen.

Das Ergebnis dieser Erhebungen war jedoch ein durchaus negatives. Es handelte sich um lauter blutarme Menschen. Der Vater war ein Gehilfe des LazarerPottaschesieders und zuständig nach Boskowitz. Die dortige Obrigkeit erhielt also den Auftrag, die Erhaltungskosten des Kindes, das bei der dortigen Amme bleiben sollte, zu bezahlen.

Dieses Beispiel zeigt, daß unter Maria Theresia oft das Kirchenrecht über das Gesetz gestellt wurde. Ein anderes Kind wurde von einem heilkundigen Franziskaner geheilt und dabei auch heimlich getauft. Auch dieses wurde den Großeltern, die Mutter starb bei der Geburt, weggenommen.

Kinder, die sich freiwillig taufen lassen wollen

Das ist ein Thema, das ziemlich heikel ist, weil es sich nicht wie die Kindstaufer als illegalen Akt einordnen läßt. So ist das Beispiel eines 14-jährigen jüdischen Mädchens bekannt, das, nachdem es in einem christlichen Haushalt gelebt hatte, unbedingt nach der Taufe verlangte. Der Vater widersprach dem Verlangen des Kindes, doch wurde sein Einspruch zurückgewiesen. Das Mädchen wurde getauft und somit seinem Elternhause entzogen. Es mag ja sein, daß es solchen Drang nach der Taufe gab, aber auch hier wurde das Kirchenrecht über das Elternrecht gestellt.

Ehefrauen flüchten in die Taufe

Das gibt es auch heute noch. Manche Frauen, die es mit ihren angetrauten Ehemännern nicht mehr aushalten können, flüchten sich in eine christliche Sekte, die dann als Belohnung für die Mitgliedschaft die Scheidung betreiben. Das gab es offensichtlich auch schon zu Maria Theresiens Zeiten. Die Frauen hatten im Judentume reduzierte Rechte. Weil es auch damals schon emanzipierwillige Frauen gab, suchten sie den einzigen Weg, der ihnen die Freiheit gab, den der Taufe. Ob sie allerdings als konvertierte Christinnen glücklich waren, können wir leider nicht nachvollziehen. Wir können aber vermuten, daß sie in der neuen, jetzt christlichen Umgebung auch Außenseiterinnen blieben.

Ehemänner flüchten in die Taufe

Ein solcher Fall ist nicht bekannt.

Sommerwege: Mythos Ludwig

Es ist auch heute in Bayern nicht ungewöhnlich, daß ehrbare Bürger und überzeugte



Demokraten an Gedenktagen zu Ludwig II. in ihren Vorgärten die königlich – bayerische Fahne hissen. Der Fahnenmast ist weiß-blau gestrichen und diese Farben gelten sowohl für den Freistaat Bayern (Freistaat ist eine Übersetzung für Republik), als auch für das Königreich Bayern. Wofür steht Ludwig, für den Freistaat oder das Königreich? Er steht ganz einfach für Bayern, einem der ältesten, wenn nicht gar **dem ältesten** unter den existierenden Staaten Europas. (Ganz ehrlich, als Sudetenländer bin ich ja auch sozusagen Beutebayer oder ein Bayer h.c. [ehrenhalber] und manchmal möchte ich darauf sogar stolz sein!).

Also zu Ludwig, oft als „da Kini“ (bayr. = der König) oder eher zärtlich „Wiggerl“ (bayr. für Ludwig) benannt. Es ist immer nur ER gemeint: **Ludwig II. König von**

Bayern.

Die Bayern sollen ja ursprünglich Böhmen gewesen sein, zumindest siedelten sie dort. Aber als das schöne Bayernland lockte und für sie erreichbar wurde, weil die Römer abzogen, entschlossen sie sich, dorthin auszuwandern und hinfort Bayern zu sein und keine Böhmen zu werden. Das blieben sie bis heute, also für gut 1500 Jahre. Kürzlich gab es noch eine Blutauffrischung aus Richtung Böhmen. Die ins Land eingesickerten Slaven, inzwischen zu Tschechen mutiert, lieferten den Bojern, also den Bayern Nachschub und bescherte ihnen so einen „Vierten Stamm“.

Das tat Bayern so richtig gut, dem abgebendem Land eher weniger. Aber Spenden sind eben manchmal auch Opfer!

Aber zurück zu Ludwig: Die diesjährige bayerische Landesausstellung ist Ludwig gewidmet. Ort der Ausstellung ist das von ihm erbaute Schloß Herrenchiemsee. Ludwig träumte bekanntlich von einem absoluten Königtum à la Ludwig XIV. von Frankreich (Der Staat bin ICH). Um wenigstens äußerlich seinem Vorbild nachzueifern baute er sich eine Kopie des Schlosses von Versailles, nämlich Herrenchiemsee, auf einer Insel im Chiemsee.

Allein der Weg zum Schloß und damit zur Ausstellung beginnt mit einer romantische Schifffahrt. Von der Insel - Anlegestelle bis zum Schloß geht man dann



gut 15 Minuten zu Fuß. Schon das ist ein Erlebnis, denn der Weg führt durch den naturbelassenen Wald. Das Schloß selbst wurde nur zur Hälfte ausgebaut, dann ging das Geld aus, so daß im nicht fertiggestellten Teil des Schlosses die Ausstellung untergebracht werden konnte.

Den Eintritt gibt es nur kombiniert mit einer Schloßführung. Alles ist bestens organisiert, so daß der Massenandrang geordnet bewältigt wird.



Die Führung durch den ausgebauten Teil des Schlosses geht im Eiltempo vor sich – kein Wunder denn diese Führungen finden fast im Minutentakt statt. Man ist überwältigt von der dargestellten Pracht. Ludwig selbst weilte in seinem Leben insgesamt nur 10 Tage hier. Meist alleine, er hielt nicht viel von menschlicher Gesellschaft. Allerdings standen ihm für seine Einsamkeit 30 Bedienstete zur Verfügung. Der große Saal ist mit seinen 70 Metern länger als das Versailler Vorbild. Der Beleuchtung dienten 2000 Kerzen, die nur zweimal angezündet wurden, nur für Ludwig alleine. Der Saal zeugt, wie die übrigen Prachtzimmer auch, vom hohen Können der bayerischen Handwerker und Künstler des 19. Jahrhunderts.

Die Ausstellung zu Ludwig II. unter dem Thema „Götterdämmerung“ ist in dem Teil des Schlosses untergebracht, der nicht mehr ausgebaut wurde. Dieser nördliche Schloßflügel ist damit erstmals der Öffentlichkeit zugänglich.

Ludwig wird in seiner ganzen Problematik, ja Zerrissenheit gezeigt. Er mußte nach dem plötzlichen Tode seines Vaters im Alter von 18 Jahren König werden. Seine Erziehung hatte ihn darauf vorbereitet, aber die Berufung kam doch zu früh. Im Jahre 1864 begannen die innerdeutschen Kriege, zunächst – im Jahr seiner Krönung – zwischen Preußen und Dänemark.

Dann kam der Preußisch-Österreichische Krieg, an dem Bayern gegen den Willen des Königs teilnahm – auf österreichischer Seite. Also auf der Seite der Kriegsverlierer. Bayern mußte hohe Reparationen bezahlen.

Insgesamt entwickelte sich die Regentschaft von Ludwig nicht so wie er sich das vorgestellt hat. Das Sagen im Lande hatten die Minister, nicht der König. Im Jahre 1871 schließlich verlor Bayern seine Selbständigkeit, es wurde ein Teilstaat des deutschen Reiches; Ludwig blieb König, hatte aber einen Kaiser über sich.

Ludwig schuf sich eine Schein- oder Gegenwelt, baute seine Schlösser nach romantischen Vorstellungen in Anlehnung an die Opern von Richard Wagner. Diese zweigeteilte Welt Ludwigs bringt die Ausstellung sehr eindrucksvoll zur Geltung. Man beginnt Verständnis für seine Haltung zu entwickeln. Sie zeigt nicht die üblichen Klischees, sondern die historische Wirklichkeiten: den König im Widerstreit zwischen seinem Ideal einer absolutistischen Monarchie und der realen Macht von Bürokratie und Parlament. Trotzdem wurde Bayern unter Ludwigs Herrschaft modern.

Die Besucher blicken in der Ausstellung auf das damalige Bayern und das Drama seines Königs, eines Märchenkönigs im Industriezeitalter.

Die Schlösser, die Ludwig nur für sich bauen ließ, wurden inzwischen von 100 Millionen Menschen besucht.

g.h./m.f.

Wir besuchten die Ausstellung auf der Rückreise vom Sudetendeutschen Tag in Augsburg. Ich hatte ja schon eine gewisse Vorstellung von Ludwig, weil wir in früheren Jahren schon Linderhof, Neuschwanstein und -Sissi zuliebe- auch Possenhofen besucht haben. Natürlich habe ich auch den Film „Ludwig“ von



Visconti gesehen. Aber seien wir ehrlich, ich und vielleicht auch Sie, liebe Leserin, schwärmten mehr für Helmut Berger als für Ludwig, den er darstellte. Hinter diesem Darsteller ging Ludwig ein wenig verloren. Aber es ist etwas ganz anderes, wenn man das Leben Ludwigs und seine Konflikte in einer Ausstellung nachvollziehen kann. Insbesondere auch an einem Ort, den er sich erbaute und an

dem er sich aufhielt, wenn auch nur für wenige Tage. Der Film, mag er noch so gut sein, kann die schwierige Persönlichkeit, die Ludwig offensichtlich war, nur unvollständig nachvollziehen.

m.f.

Unbekannte Tragödie der Rußlanddeutschen nach dem 2. Weltkrieg

Utl.: Was die deutsche Gesellschaft wissen und beachten sollte!

Es gibt immer noch viele Bürger in Deutschland, die die Rußlanddeutschen oder gar „Russen“ nur wahrnehmen, wenn in irgendeiner der Negativschlagzeilen in der Presse vom Fehlverhalten eines solchen Rußlanddeutschen oder gar mafiaähnlichen Zuständen in Zusammenhang mit ihnen berichtet wird. Immer noch viel zu wenige sind sich bewußt, daß nach dem Umbruch Hunderttausende aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion voller Erwartung in ein Deutschland kamen, das zur Integration so vieler zunächst gänzlich unvorbereitet war. An den Versäumnissen tragen die Betroffenen und die mit der Integration Befaßten immer noch schwer.

Damit diese gelingt, sind aber nicht nur staatliche Stellen gefordert. Erforderlich ist die Information der Bevölkerung über die, die da zu uns gekommen sind. Dazu diente ein Seminar am Heiligenhof in Bad Kissingen. Es wurde vom Pädagogischen Arbeitskreis Mittel- und Osteuropa (PAMO Hessen) für Multiplikatoren und Lehrer zum Thema **„Verschleppungen in die und innerhalb der Sowjetunion – Integration in Deutschland“** veranstaltet.

Einen Schwerpunkt bildete die Zeitgeschichte der Rußlanddeutschen. Studiendirektor Eckhard Scheld stellte die Schriftstellerin Nelly Däs vor. Ihr schriftstellerisches Werk – sie hat 13 Bücher zum Thema veröffentlicht – ist ein stetes und fortwährendes Künden vom schweren Schicksal der Rußlanddeutschen, das sie in schlimmsten Formen schon in ihrer Jugend erfahren mußte. 1930 wurde Nelly Schmidt als Schwarzmeerdeutsche in der Ukraine geboren, erlebte als Kind, wie ihr Vater, obwohl nur einfacher Bauer, von den Bolschewisten als „Kulak“ markiert, in der Verschleppung umkam und sie mit ihrer Mutter und zwei Brüdern in „sowjetischer Friedenszeit“ stets auf der Flucht vor dem bolschewistischen Zugriff war. Bei Kriegsbeginn 1941 entging sie der Deportation hinter den Ural nur, weil die deutsche Front den Deportationstransport der Sowjets überrollte. Vorher hatten diese den Zug mit den in Verschleppung begriffenen Rußlanddeutschen noch in die Luft gesprengt, um deren Befreiung durch die Wehrmacht zu verhindern. Nur eine beherzte Fluchtaktion ihrer Mutter rettete ihr und dem Rest ihrer Familie das Leben.

Bei Kriegsende 1945 gelang es Nelly Däs, nach Schwäbisch Gmünd in Baden-Württemberg zu gelangen. Sie gehörte damit zu den 180 000 Rußlanddeutschen, die damals die drei alliierten Westzonen Deutschlands erreichten. Heute weiß kaum jemand, daß die westlichen Militärbehörden damals den Sowjets erlaubten, die Flüchtlingslager und bekannte Privatquartiere in den Westzonen zu durchkämmen, um in der Sowjetunion Geborene ins „Vaterland“ zurückzuführen.

Heute wissen wir, daß Nelly Däs damals vor der Verschleppung hinter den Ural bewahrt wurde. Anders als etwa 80 000 weitere Schicksalsgenossen aus den Westzonen, die sich dieser „Repatriierung“ nicht entziehen konnten. Sie teilten dieses Schicksal mit mehr als 100 000 anderen Rußlanddeutschen, die 1945 nur bis in die Sowjetzone oder in die Ostgebiete Rußlands gelangt waren. Unter im Westen Verbliebenen war Nelly Däs eine der ganz wenigen, die in den siebziger Jahren begann, in ihrem Werk vom Schicksal der Rußlanddeutschen zu künden. Dieses Bemühen zieht sich wie ein roter Faden durch ihre 13 Bücher. Eckhard Scheld führte vor, wie wertvoll die Arbeit damit in der Schule sein kann, insbesondere wenn Kinder von Rußlanddeutschen in der Klasse sind.

Eine glückliche Programmgestaltung fügte es, daß am nächsten Morgen Lilly Becking vor den Tagungsteilnehmern berichten konnte. Sie war noch nicht geboren, als Nelly Däs ihre prägenden Erlebnisse im Sowjetstaat hatte, hat dort aber alle die Erfahrungen gemacht, die Nelly Däs hätte machen müssen, wäre es ihr 1945 nicht gelungen, der Repatriierung zu entgehen. Lilly Beckings Mutter und Großmutter gerieten – auch schon auf deutschem Boden, aber in der Sowjetzone – in die Hände der sowjetischen Rückführungskommission, die sie in die Verbannungsgebiete jenseits des Urals verschleppte.

Keines der Versprechen, daß die Rußlanddeutschen in ihre sowjetischen Heimatgebiete zurückgeführt würden, wurde eingehalten. Lilly Becking hat von ihrer Mutter sogar erfahren, wie akribisch sie als Verschleppte in die Siedlungen Sibiriens verteilt wurden. Zu wenigen, meistens zwei Familien bzw. Teilfamilien, wurden sie auf die Dörfer verteilt. Sie sollten als Deutsche verschwinden und in der nächsten Generation in der Bevölkerung aufgehen. Dazu war ihnen der Gebrauch der deutschen Sprache bzw. ihrer Mundart verboten. Verbunden mit der Verschleppung war die Auflage für die Rußlanddeutschen, in den Verbannungsorten zu bleiben. Das war hart, weil Sibirien natürlich ein kaltes Land mit kurzer Vegetationszeit ist, das insbesondere bei den Landwirten von Anfang den Wunsch erzeugte, wenigstens in südliche Republiken auszuweichen.

Erst 1956 Lockerung

Erst 1956 wurde das Dekret über den Verbleib in den sibirischen Verbannungsorten aufgehoben, leider aber nicht veröffentlicht, so daß die Betroffenen erst im Laufe der nächsten Jahre von dieser Erweiterung ihrer Freiheit erfuhren. In dieser Zeit wurde Lilly Becking in Orsk am südöstlichen Fuße des Urals an der Grenze zu Kasachstan geboren. Sie wuchs in einer russischsprachigen Umwelt auf, in der jeder Eindruck, daß man Deutscher war, vermieden werden mußte, um nicht die Beschimpfung „Fritz“ oder „Nazi“ und damit verbundene Zurücksetzungen zu provozieren. Deutsch war vor allem auf die Familie beschränkt. So kam vielen Rußlanddeutschen ihre

Muttersprache abhanden. Die nächste Generation hatte es noch schwerer. Als es dann vor der Wende etwas besser wurde, war die deutschsprechende Großelterngeneration vielfach bereits gestorben, und die Enkelgeneration konnte kaum noch Deutsch. Es ist deshalb kein Wunder, daß viele Rußlanddeutsche sich mit ihrer Muttersprache schwertun!

Mit der Verschleppung war die Übernahme von Sitten und Verhaltensweisen verbunden, die auch in den deutschen Siedlungen Rußlands vor dem Ersten Weltkrieg nicht üblich gewesen waren. Deshalb werden Rußlanddeutsche, wo sie in Deutschland auftreten, in vielen Fällen als anders empfunden und als „Russen“ ausgegrenzt. Lilly Becking appellierte an die Zuhörer, sich einmal vorzustellen, was das bedeutet. Im heutigen Rußland wurden sie noch als „Nazis“ beschimpft, und jetzt bezeichnen sie ausgerechnet die Menschen, von denen ihnen gesagt wurde, es seien ihre Landsleute, als „Russen“.

Lilly Becking konnte allerdings auch von hoffnungsvollen Zeichen berichten. Die Rußlanddeutschen gehörten zu den Zuwanderern, deren Eingliederungswille am ausgeprägtesten sei. Dieser Wille sei für den Erfolg der Integration entscheidend. An zahlreichen Bildern und am Beispiel der eigenen Person führte sie das vor. Sie habe ihre Sprache weitgehend zurückgewonnen und so verbessert, daß sie als Lehrerin arbeiten kann. Darüber hinaus hilft sie ihren Landsleuten bei der Eingliederung, leitet musische Jugendgruppen und ist sogar in die Stadtverordnetenversammlung der hessischen Gemeinde Eschborn gewählt worden, um nur einige Aktivitäten neben ihrer Aufgabe als Mutter in der Familie zu nennen. Sie kann auch gut über die Situation der Rußlanddeutschen in unserer Gesellschaft aufklären. Diese Erkenntnis durften die Teilnehmer vom Heiligenhof mitnehmen.

Gerolf Fritsche (KK)

-----○-----

Sommerwege:

Neugablonz

Neugablonz ist die größte unter den bayerischen Vertriebenensiedlungen. Im Jahre 1939 wurde in dem nordöstlich von Kaufbeuren gelegenen Waldgebiet Hart eine Munitionsanstalt der Dynamit AG aufgebaut, welche die deutsche Kriegswirtschaft mit Munition versorgte.

Auf dem Gelände dieser Fabrik siedelten sich nach 1945 etwa 18 000 Vertriebene aus der Region um Gablonz (heute Jablonec nad Nisou in Tschechien, damals etwa 100 000 überwiegend deutsche Einwohner) an und weil sie ja durch die Vertreibung ihr Wissen und Können nicht verloren hatten, bauten sie in Kaufbeuren-Hart ihre Schmuck- und Glasindustrie (Gablonzer Bijouterie) wieder neu auf.

Wegen des Hintergrundes der Vertreibung der Deutschen und deren Ansiedlung und Umwandlung der Munitionsfabrik Kaufbeuren-Hart in einen Stadtteil, erfolgte die Umbenennung in Neugablonz. Heute ist Neugablonz mit 12 500 Einwohnern der größte Stadtteil von Kaufbeuren.

Auch heute ist Neugablonz ein Zentrum der Modeschmuckherstellung. Allerdings hat sich die wirtschaftliche Situation stark verändert, seit die asiatische Billigkonkurrenz in den Markt drängt. Es gibt aber immer noch mehr als 100 Betriebe der Gablonzer Industrie, die Modeschmuck und Schmuckkomponenten entwerfen und herstellen.



Bild links: Die Eingangshalle der Fachschule, rechts ein Ausbildungsplatz

Grund des Besuches war nicht die Gemeinde, sondern die Staatliche Fachschule für Glas und Schmuck.

Hier werden junge Leute zu Gold- und Silberschmiedern, zu Graveuren und zu Glaskünstlern ausgebildet. Damit versorgt sie die Gablonzer Bijouterie mit Nachwuchs. Der Zweig der Glasgestalter unterhält gute Beziehungen zu Gablonz / Jablonec – und das ist gut so.

-----○-----

Impressum:

Redaktion; Daniela Horak, Blansko, Gerd Hanak (g.h.), Brno / Krailling

Gestaltung und Satz: Gerd Hanak Anzeigen: Keine

Alle Artikel geben die Ansicht des Verfassers wieder ! Beiträge sind willkommen, eine Verpflichtung zur Veröffentlichung wird nicht übernommen. Abgedruckte Beiträge können, soweit es sich nicht um übernommene und entsprechend gekennzeichnete Artikel handelt, gerne, aber bitte **unverändert**, auch anderswo abgedruckt werden. Wir senden diese auch gerne per Diskette oder e-mail zu, um wertvolle Arbeitszeit zu sparen.

Postadresse Redaktion **G. Hanak, Tabor 30 a, 602 00 Brno, Fax 5 41236986. e-mail: hanak@bruenn.eu**

Herausgeber: Deutscher Sprach-und Kulturverein Brno/Brünn (DSKV), Musilova 3, 614 00 Brno

Diese Zeitschrift wird vom Kulturministerium der Tschechischen Republikmaßgeblich finanziell gefördert.

Unter Nr. MK ČR E 13760

Spendenkonto in Deutschland: 102431351, bei Münchner Bank e.G. BLZ : 701 900 00 , G.Hanak für DSKV. Das DSKV Konto in der Tschech.-Rep. lautet: 2900117027/2010 bei FIO Bank in Brno. Auch hier sind Spenden willkommen.